

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 225.

Dienstag, den 26. September 1905.

20. Jahrgang.



Von einem Posten erschossen. Man meldet aus Königsberg, 23. September: Vergangene Nacht wurde auf dem Unteroffizier Grankopf vom ersten Pionierbataillon von dem Posten des Bataillons, dessen Anruf er nicht Folge gab, Feuer abgegeben. Grankopf wurde schwer verwundet und ist heute früh gestorben.

Schiffsunfall. Der Dampfer Georg Allen, welcher vor Sili vor Anker lag, ist von dem Dampfer Storgino angefahren worden. Der Allen erhielt ein Loch und sank sofort.

Der Vergrüßlich bei Sutura auf Sizilien, der dieses Städtechen bereits zum größten Theile verschüttet hat, dauert noch immer an. Die Bevölkerung hat Hütten errichtet und in den Nachbargemeinden Campo Franco, Giardinello und Milocca Unterschlupf gesucht. Bis jetzt sind ein Toter und 5 Verwundete geborgen worden. 2500 Personen sind obdachlos. Der Schaden beträgt über eine Million.



Aus der Umgegend.

es Rumbach, 24. September. In der letzten Gemeinde-Verbands-Sitzung wurden die einzelnen Punkte der Tagesordnung wie folgt erledigt: Es wird der Fluchtlinienplan über einen Theil der Thal-, der Louisen-, Rauter-, und Gärtenstraße etc. in der bereits fortgeschrittenen Gestaltung nunmehr förmlich festgesetzt und dies auf den einzelnen Plänen befestigt. Da sich gelegentlich der Ausführung der Fluchtlinienarbeit in der Gärtenstraße und Untergasse aus dem alten Planer noch etwas brauchbares Material ergeben dürfte, so beschließt die Körperschaft sogleich zur Anlage einer Rinne von 2, 15-20 cm. an dem Bergweg zu verwenden. Die Anfuhr von 25 Cbm. Raufschlagsteinen an die Bergstraße Sonnenberg-Rumbach wird nachträglich genehmigt. Ebenso wird dem vorliegenden Gesuch eines Hausbesizers wegen Ersatz des demselben im 2. Quartal 1904 doppelt angeforderten Wassergeldbetrages in Höhe von 2 A 85 A stattgegeben. Der zuviel erdohene Betrag soll dem Gefuchsteller wieder zurückstattet werden.

Wiesbaden, 23. September. Infolge eblicher Verhältnisse wurde heute Nachmittag der 60jährige Wagnermeister Peter aus Widenheim kurz vor der Station Widenborn vor einem daherkommenden Eisenbahnzug und ließ sich überfahren. Er wurde tödtlich verletzt.

a. Pausenfelden, 25. September. Der Unterricht in der gewerblichen Fortbildungsschule konnte erst in dieser Woche beginnen, da die Schulsäle wegen der Einquartierungen in An- und Abreise genommen waren. Im Kreise bestehen gewerbliche Fortbildungsschulen in Langenschwalbach, Idstein, Wehen, Hirschbach, Esch, Hennebach, Breithard, Pausenfelden, ferner in Walsdorf, Holzhausen u. A. und Widenhausen. Die beiden zuletzt genannten Orten erhalten einen Kreiszuschuß von je 160 A. Von ländlichen Fortbildungsschulen bestehen im Kreise nur vier. Es wäre zu wünschen, daß die Gemeinden diesen Schulen mehr Interesse als bisher entgegenbringen würden. Kleinkinderschulen bestehen im Kreise in Schlangenbad, Rumbach, Esch-Schwalbach und Idstein. — In Walsdorf sowie anderen Orten ist ein Erweiterungsbau der Schulen geplant, da die Lehrerwohnungen sich als zu klein erwiesen haben.

Waldheim, 24. September. Heute Morgen 7 Uhr wurde oberhalb der Sandungsbrücke der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft durch den Bahnwärter Johann Weber von hier die Leiche eines 19-23 Jahre alten ertrunkenen Mädchens gefunden. Die Leiche war gut gekleidet und scheint das Mädchen bestenfalls Ständen anzugehören. U. A. trug sie ein schwarzes Jackett, goldenen Ring und Brosche, ferner schwarze Strümpfe und schwarze Halbschuhe. Die Personalleichen der Leiche konnten noch nicht festgestellt werden.



* Wiesbaden, 25. September 1905.

Die Aker.

Von allen Kindern Floras, die sich mit dem herannahenden Herbst zum Sterben anschicken, erfreut die zwar düstere, dafür aber farbenprächtige Aker am längsten unser Auge. Schon die Julitage haben sie aus dem Erdbreich hervorgeholt, und während ringsum bereits ihre zarteren Schwestern die Köpfe hängen lassen, erhebt sie noch stolz im Garten ihr Haupt, mögen auch die Nächte kühl sein und tagsüber rauhe Winde sie umtosen. Erst im Spätherbst verschwindet auch sie, doch nicht ohne zuvor am Allerheiligentage und am Todestage die letzte Ruhestätte der Menschen zum Scheidegriß der Natur geschmückt zu haben. — Die Aker, auch Sternblume genannt, ist in über 160 Spielarten verbreitet, und nur der zehnte Theil hiervon befindet in Deutschland Heimathrecht. Die Größe und Schönheit ihrer Blüthe, sowie ihre klaren Farben haben sie im Verein mit ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse rasch beliebt gemacht. Besonders in Griechenland wurden und werden sie auch wohl heute noch kultiviert, ihre Blätter fanden ehemals als „herba asteris offic.“ in der Heilkunde Verwendung. Auch in der Dichtung ist der bescheidenen Herbstblume ein Plätzchen angewiesen, und wer möchte wohl bei diesem Anblick nicht an Hermann von Siles wehmüthiges Lied: „Stell' auf den Tisch die duftenden Akerben, — Die letzten rothen Aker trug' herbei —“ — denken? D. L.

* Zum beschränkten Fernsprechverkehr mit Wiesbaden ist neuerdings zugelassen: Schmollenberg, Bz. Dortmund. Die Gebühr für das gewöhnliche Dreiminutengespräch beträgt 1 A.

* **Entwerthung von Invalidenmarken.** Nach der Bekanntmachung des Reichsanzeigers vom 9. November 1899 waren bisher Arbeitgeber und Versicherte, welche Marken in die Quittungsarten für die Invalidenversicherung einleihen, zur Entwerthung dieser Marken befugt, soweit sie nur für eine Woche gelten, dagegen verpflichtet, soweit sie für mehr als eine Woche gelten. Das ist jetzt anders geworden! Durch eine Bekanntmachung des Reichsanzeigers vom 3. Juli 1905 ist mit Wirksamkeit vom 1. Oktober 1905 ab bestimmt, daß Arbeitgeber und Versicherte, welche Marken in die Quittungsarten einleihen, zur Entwerthung sämtlicher Marken verpflichtet sind. Es haben mithin vom 1. Oktober 1905 ab die Arbeitgeber und Versicherten die Entwerthung auch der Marken vorzunehmen, welche nur für eine Woche gelten. Und zwar in der Art, daß auf den einzelnen Marken handschriftlich oder durch Stempel der Entwerthungstag — d. h. der Tag, an welchem die Entwerthung vorgenommen wird, nicht etwa der davon verschiedene Tag der Einlebung, auch nicht der Tag, an welchem hätte geklebt oder entwerthet werden sollen, oder der Tag der Befristung — in Ziffern — z. B. für den 15. Oktober 1905 mit „15. 10. 05“ — deutlich angegeben wird. Die Entwerthung muß alsbald nach der Einlebung erfolgen. Zu ihr ist Tinte oder ein ähnlicher festhaltender Farbstoff zu verwenden. Dabei dürfen die Marken nicht unkenntlich gemacht werden. Der Nennwerth, die Lohnklasse und die betreffende Versicherungsanstalt müssen ersichtlich bleiben. Zuwiderhandlungen gegen die obigen Bestimmungen werden, sofern nach anderen Vorschriften nicht eine höhere Strafe verhängt ist, von der unteren Verwaltungsbehörde oder Rentenstelle mit einer Ordnungsstrafe bis zu zwanzig Mark belegt.

* **Jerusalemverein.** Dienstag, 26. September, Abends 8 Uhr, veranstaltet der Jerusalemverein im Ev. Vereinshaus, Blatterstraße 2, unter Mitwirkung des Rosenchor's einen Vortragabend mit Lichtbildern: Wanderung durch das heilige Land. Herr Herrer Diehl hält einen Vortrag. Eintritt frei. Jedermann willkommen.

* **Der Gesangsverein Frohsinn** beginnt am Sonntag, 17. September das Fest seines 25jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß veranstaltet der Verein Abends in dem Saale der Turngesellschaft Volkstrasse ein Konzert mit Theateraufführung und Ball. Es wirken mit der Männergesangsverein

Fried, sowie das Silberdorfsche Männerquartett aus Mainz. Der Präsident, Herr W. Konrad, hieß die anwesenden Gäste sowie Sangesbrüder herzlich willkommen, gedachte sodann der Mitglieder, die dem Verein treu geblieben sind und brachte ein Hoch auf den deutschen Männergesangsverein aus. Sodann sprach Hr. A. Konrad einen dem Verein gewidmeten Prolog, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Nach Vortrag einiger Musikstücke überreichten die Frauen und Jungfrauen des Vereins demselben zwei gestickte Schleifen mit Widmung als ein Zeichen der Verehrung. Der Männergesangsverein „Friede“ hier, sowie das Silberdorfsche Männerquartett aus Mainz trugen einige Chöre mit feiner Modulation und gutem Gelingen vor, welche beifällig aufgenommen wurden. Das aufgeführte Theaterstück „Er radelt“ erregte unter den Anwesenden große Heiterkeit. Die Mitwirkenden: Hr. A. Loh, Hr. Konrad, Hr. G. Christ sowie Herr S. Trost machten ihre Sache recht gut. Nachdem der festgebende Verein einige Chöre unter der emsigen Leitung des Herrn Alendörfer gesungen hatte, schritt man zum Ball, wobei die Tanzlustigen noch bis zum frühen Morgen beisammen blieben. Der Verein kann auf diese Veranstaltung mit Stolz zurückblicken.

Frische Früchte und Mondamin

Bei heißem Wetter erjreut kaum etwas mehr als die aus frischen Früchten und Mondamin hergestellten Speisen. Mondamin kann mit Milch als Milch-Flammeri oder leichter Pudding zubereitet werden und mit abwechselnder Beigabe frischer gekochter Früchte verjort es den Familientisch mit vielen erfreulichen Gerichten. Frucht-Gelées werden am besten aus natürlichem Fruchtjast, frischer gekochter Früchte und Mondamin hergestellt. In dieser Weise sind sie recht gesund und besitzen größten Nährwert.

1153

„Mondamin“

zum Verdicken vorzüglich und sehr ergiebig.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Lernen zurückbleibende Kinder, sowie blutarme, sich mattfühlende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare Erwachsene jeden Alters gebrauchen als Kräftigungsmittel mit grossem Erfolg Dr. HOMMEL'S Haematogen.

Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Nervensystem gestärkt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Hommel's“ Haematogen und lasse sich keine der vielen Nachahmungen aufreden.

138g

Jagdwesten

alle Größen, alle Preislagen. beste haltbarste Qualitäten.



Arbeitswämse

empfehlen in grösster Auswahl
L. Schwenck, Mühlgasse 11/13,
Strumpfwaren und Tricotagen.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreibzeug-Anstalt Wiesbaden.

jetzt: 38 Rheinstraße 38, Ecke Moritzstraße.

Große helle Unterrichts-Räume für Damen und Herren getrennt.

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschinen- und Handschreiben, Tag- und Abendkurse.

8498

Prospekte kostenfrei.

Kleine Bruch- und Fleck- und Anschlag- p. Stück 5 Pfg. 5 u. 4 1/2 Pfg. 2 Pf., 7 u. 10 Pf. Schoppen 40 Pfg. bei J. Hornung & Co, Häfnergasse 3, 8990

Dr. Ostertag's Universal-Leibinden

„Monopol“

zur Verhütung und Heilung des

Hängeleibes

und seiner Folgezustände, wie: Verlagerung der Unterleibsorgane — Wanderleber — Wanderniere etc. etc.

Zweckmäßigste Leibbinde, die sowohl vor der Geburt als Umstandsbinde als auch nach der Geburt zur Wiederherstellung der Figur getragen wird. — Handerte von An-erkennungs-schreiben von Ärzten und Privaten. — Auf Wunsch ausführliche Monographie von Dr. Ostertag gratis. — Befragen Sie Ihren Arzt. — Ferner:

Teufel's Leibinden, bekannt durch ihren anatomisch richtigen Schnitt und guten Sitz, in allen Größen von Mk. 3.— bis Mk. 11.—.

Andere bewährte Systeme von Mk. 1.25 an.

2001

P. A. Stoss,

Artikel zur Krankenpflege.

Taanusstraße 2, Telefon 227

Cognac Scherer

In allen Preislagen.

Hervorragende deutsche Marke.

Preise auf den Etiketten.

Scherer & Co. Langen. (Frankf. a. M.)

Niederlagen durch Plakate kenntlich.

Man verlange ausdrücklich

Scherer's Cognac

weil minderwertige Nachahmungen des höheren Nutzens wegen vielfach angeboten werden.

989

Laden-Einrichtung

für vielerlei Branchen geeignet, K. Weißschwand, Kunstseife, eig. Auszieh-isch, billig zu verkaufen Langgasse 10, Schirmfabrik.

8440



Nr. 225

Dienstag, den 26. September 1905.

20. Jahrgang

Morsch.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Wie lange?“ fragte Franz nach einer Pause.

„Zwei bis drei Stunden, je nach dem. Wir legen drüben mitten in der Nacht an, Sie hätten es morgen bequemer gehabt mit dem Dampfer.“

„Die Insel ist beheizt“, sagte Franz lachend, „wir wollen eilen, daß wir fortkommen. Drüben zwischen den Dünen tanzte eine mit rothen Haaren und nackten Füßen, die wollte uns küssen. Ihr wißt doch, Alter, daß Hegenfüße einen Mann todt machen?“

„Wenigstens toll!“ entgegnete der Fischer, dessen abergläubischer Sinn in den Worten nichts Wunderbares fand. „Wir haben es hier erlebt, daß ein junger Bursche jemand todtschlug, und hernach stellte es sich heraus, daß die Hexe es ihm eingegeben hatte. Er ist jetzt drüben in Schleswig bei den Verrieten.“

„Seht Ihr wohl? Ich selbst bin vor dem Gefindel sicher, denn ich habe auch rothe Haare, aber auf meinen Freund sind sie verfallen.“

Rasmus Ivers nickte vor sich hin.

„Es brauchen keine Hexen zu sein. Ihr Freund kann mir dafür, wenn er schön ist, aber sein Gesicht hat mich einsam gemacht. Wer keine Frau hat, der muß sein Kind selbst hüten; nun wird die Vene wohl auf andere Gedanken kommen, denn bei meiner Schwester auf Amrum ist es noch einsamer als drüben in Neu-Rantum.“

„Ich gehe weit fort“, sagte Joseph und sah dem Fischer in das Gesicht.

„Je weiter, desto besser, ich glaube Ihnen das. Sie haben wohl selbst gemeint, daß die Vene noch ein Kind sei, und Sie haben mit ihr gealbert, wie junge Leute das thun. Aber ich sah heute früh die rothe Flamme über ihr Gesicht gehen, und es war nicht die Sonne, denn die Sonne stand hinter Wolken. Es war das Blut, und wenn das ins Gesicht kommt, dann ist es an der Zeit. Sie soll einen von der Insel haben und keinen Fremden. Aber nun gehen Sie ja weit fort.“

Mit der schlichten Ruhe eines Mannes, der immer und überall die nackte Wahrheit sagt und auch an der Rede anderer nicht mäßelt, so kamen diese Worte über die Lippen des Fischers, und dann legte er das Steuer herum und lugte in den Wind.

„Das ist eine bessere Fahrt als heute Vormittag“, sagte er dann nach einer Pause. „Zwischen dem Südbende von Sylt und der Amrumer Untiefe kam die See scharf herein, und es war eine tüchtige Mähe voll Wind, die darüber hinging. Meine Vene ist was gewohnt, und eine natürliche Sache bringt sie nicht leicht in Angst, aber sie war doch etwas blaß geworden, als wir kreuzen mußten und nicht aufkommen konnten.“

„Dann hat sie wohl nicht viel geredet“, entgegnete Franz mit einem bedeutsamen Blick auf seinen Gefährten.

„Kein Sterbenswort, Herr — es wurde mir bald wunderbar dabei. Aber wir an der Wasserlante sind mit den Worten auch rar, wir haben es wohl von den stummen Fischen. Ich

weiß nicht, wie es kommt, daß ich selbst in dieser stillen Nacht so viel erzählen thue, aber ich denke immer an das Mädchen, wie sie nun so allein bei der kranken Frau sitzt, und ich habe doch ein Dach für sie und Raum genug.“

Sie führen unter einem hellen Nachthimmel zwischen Baken und eingesteckten Weidenruthen, und Schubert tauchte die Hand in das Wasser.

„Es ist hier nicht tief; man könnte wohl fast hindurchwathen?“

„Ein gutes Boot ist besser“, entgegnete der Alte. „Seien Sie froh, daß die Planken zwischen uns und dem blanken Haus sind, es würde Ihnen wohl ein bißchen über den Kopf schlagen. Bei Ebbe ist hier das Schlidlaufen Mode und ich habe es auch oft genug gemacht, aber einmal wäre es mir bald schlecht bekommen. Ich war zu weit dran, und die Fluth kam mir auf die Haden. Was ich damals gerannt bin, das können Sie sich gar nicht vorstellen. So läuft sonst nur einer, dem die Polizei auf dem Raden ist.“

„Einbrecher oder Ausbrecher“, nickte Franz. „Das habt Ihr nicht gesehen, Alter, die gehen mit langsamen Schritten und haben die Hände in den Taschen. — Ist das schon Land?“

Man sah einen dunklen Strich über dem Wasser und ein paar blinkende Lichter.

„Hoher Schleuse“, bestätigte Rasmus Ivers. „Das Licht, was Sie sehen, kommt von dem Bahnhof, wo die Nachlaternen brennen, aber wenn Sie weiter wollen, so hilft Ihnen das doch nichts, es geht kein Zug vor heute früh.“

Sie kamen endlich in das Ziel und zulezt an die Brücke. Der Fischer ließ seine Fahrgäste aussteigen und schien jetzt erst zu bemerken, daß sie kein Gepäck mit sich führten.

Das dünkte ihm doch wunderbarlich.

„Man reist doch sonst mit einem Koffer“, sagte er, „und Sie haben rein gar nix. Wenn dieses bloß eine Fahrt zum Pläster gewesen ist, dann haben Sie sich eine sonderbare Zeit ausgesucht. Was soll ich sagen, wenn jemand drüben nach Ihnen fragen thut?“

Es lag ein Mißtrauen in den Worten, das erst jetzt aus der Tiefe dieses langsam denkenden Hirns heraufstach, und Franz Schubert reichte dem Fischer die Hand.

„Wenn jemand Sie fragt, so könnte es nur die Dünenhege sein. Sie wohnt im Hotel Miramare und hat keine rothen Haare, sondern sie ist schwarz wie die Nacht. Ihr könnt sie an der Schönheit erkennen, es kommt ihr darin keine andere gleich. Sagen Sie ihr, es wären diese Nacht zwei Vögel über das Wasser geflogen, ein Falke und eine Taube. Und die beiden Vögel wären frei — man könnte fast meinen, daß sie vogelfrei seien —“

Er faßte Jophs Arm und ging mit ihm die Brücke entlang. Rasmus Ivers aber blickte den Verschwindenden nach und schüttelte den Kopf.

Sie sahen ihn wieder das Steuer richten und die Heimfahrt beginnen. Das weiße Segel ging langsam wie eine flä-

gellahme Möve über das Wasser hin, und Joseph seufzte tief auf.

„Die See flimmert“, sagte Franz, das Schweigen unterbrechend. „Du sollst nicht zu lange in diesen Märchenspiegel hineinschauen, die Nixen sind für uns verloren, aber wir haben festes Land unter den Füßen. Weißt du, wohin wir uns wenden werden?“

„Mit leeren Händen?“

Franz lachte.

„Mein lieber Junge, ich sehe, daß es genau ebenso ist wie damals — ich muß die Führerrolle wieder übernehmen und das ist wohl auch der Grund, weshalb ich deiner Spur so treu gefolgt bin. Eine Narrheit habe ich in meinem Leben begangen, glaubst du wirklich, daß ich auch noch die größere hinzufügen werde?“

Und es wäre sogar Tollheit, ohne hinreichende Mittel die Flucht fortzusetzen!“

„Du bist im Besitz von Geld?“ fragte Joseph erstaunt, und dann setzte er halblaut hinzu: „Von ihr?“

„Nein, nicht von ihr — entgegnete Franz finster. „Sie ist imstande sich selbst zu verschicken, aber den Rammon würde sie nie hergeben. Du weißt doch, daß ich selbst ein kleines Vermögen besitze — zehntausend Gulden, die auf der Landesbank in Innsbruck liegen?“

„Das ist mir bekannt — ich selbst habe ja auch Geld in Wien stehen — aber wir konnten doch nicht darankommen, ohne uns selbst zu verrathen.“

„Für den der will, gibt es immer Mittel und Wege“, entgegnete Franz mit einem düstern Lächeln. „Der Staat hat mir die Freiheit geraubt, sollte ich etwa darauf warten, daß er für die Prozeßkosten und das Fressen im Zuchthause auch noch ein Geld wegnimmt? Lieber gar keine Arbeit als halbe Arbeit — du brauchst nicht zu erschrecken, Freund, meine Hände sind rein von Mord und Raub, aber ich habe einfach die Bank bestohlen, ganz wie ein gemeiner Dieb und mit ebensoviel Geschicklichkeit; aber hinterdrein schrieb ich ihr, sie solle sich an meinem Guthaben schadlos halten, und ich denke, daß mein Geld nicht schlechter ist als jedes andere.“

Er schweig einen Moment und sah in die Nacht hinaus.

„Ich will dich nicht mit den Einzelheiten dieser That belästigen, deine zartbesaitete Seele möchte doch irgendwo einen Hafen finden. Aber wenn ein Ding auf der Welt den Anspruch auf Wahrheit machen darf, dann ist es die ewig fortlaufende Kette von Ursache und Wirkung. Man heißt einen Ehebruch gut und begeht darum einen Meineid; man lehnt sich gegen die Strafe auf und wird zu einem gekehrten Stüd Wild; man will sich die Freiheit erhalten und muß darüber zu den Mitteln eines Gauners greifen — ich sage, dir Joseph, es ist ein elendes Ding um die Logik der Thatsachen, und das allerletzte Fazit ist der moralische Konkurs. Sieh, da hat das Meer eine Hand voll Seetang für uns oder vor uns ausgespuckt, laß und darauf Pflaß nehmen und den Ausgang der Sonne abwarten.“

Franz warf sich in den von der Fluth zusammengeespülten Haufen und stützte den Kopf in die Hand; seine Stimmung war so düster geworden wie die Umgebung an diesem nassen, trostlosen Deich, der jetzt bei dem Eintritt der Ebbe seine strohgeflickten Ausläufer aus dem grauen Schlick zu heben begann.

Joseph unterbrach die eingetretene Stille.

„Wir müssen doch etwas beschließen Franz; werden wir uns nach Hamburg wenden?“

„Nug wär' es“, entgegnete der andere und nickte langsam vor sich hin. „Mein Geld habe ich natürlich bei mir, aber die Sachen stehen drüben im Hotel. Man wird aufmerksam werden und unsere Spur verfolgen, eine große Stadt schluckt uns am besten hinunter. Ueber das Wasser wollen wir auch, und um die Hafenpolizei scher ich mich den Teufel. Aber dennoch möchte ich gerade Hamburg gerne vermeiden.“

„Warum?“

„Das ist mein Geheimniß, es hängt damit zusammen, daß ich von Sylt fortgelaufen bin. Willst du mir ein Versprechen geben?“

„Wenn es nichts gegen die Gesehe ist.“

„Nun, mein Lamm, ich hab es allmählich satt, mich mit den Paragraphen herumzuschlagen. Aber der Teufel mag sich selbst kennen — willst du, bis wir entgültig die Planken unter den Füßen haben, immer an meiner Seite bleiben? Willst du mein Schatten sein, wie wir im Zuchthause einen Schatten hatten, der mit Argusaugen über uns wachte?“

Joseph legte seinen Arm um den Nacken des Freundes.

„Was hast du, Franz? Worüber brütest du? Es ist nichts Gutes!“

„Nein, es kommt aus der Tiefe, wie das Gesicht einer Wasserleiche. Ich stoße es zurück, und es taucht wieder auf. Ist das da im Osten Morgenrath? Ich glaube, diese Einöde

kann einen Menschen verrückt machen; wir wollen nach Hamburg und unter Menschen.“

In einem der älteren Theile Hamburgs liegt ziemlich versteckt und unscheinbar der Gasthof zum „Blauen Hecht“.

Man kann nicht geradezu behaupten, daß die Gegend anrühlich wäre, denn die enge und düstere Straße wird wenigstens zum Theil von ehrsamem Krämer und Handwerker bewohnt, aber sie grenzt bedenklich nahe an jenes Gewirr engerer und dunklerer Gassen, in denen der Arbeiter zum Bummeler, und der Handelsmann, zum Trödler wird, bis in den innersten und schmutzigsten Gängen auch dieser Unterschied sich vermischt und das Gaunerthum mit dem Hehlergewerbe Hand in Hand geht.

Der „Blaue Hecht“ steht zwischen dem dritten und vierten Rang.

Zum dritten gehört die Gaststube, wo auf buntgewirkten Tischdecken gespeist wird, ebenso das nicht ganz saubere Personal und die veraltete Ausstattung der Fremdenzimmer; zum vierten oder fünften rechnet sich die Einrichtung, daß einige fast unsichtbare Roththüren nach hinten hinaus liegen und daß man von dort in eine Gegend gelangen kann, deren Geheimnisse von den Konstablern nur selten ergründet werden. —

Seit etwa einer Woche wurde dieses schätzenswerthe Haus von Joseph und Franz bewohnt.

Die beiden Freunde hatten sich ein gemeinschaftliches Zimmer geben lassen, dessen niedrige Fenster in einen unendlich engen und verräucherten Hof hinausgingen; der Raum mündete in einen langen, winkligen, mit Stufen reichlich ausgestatteten Gang, und an dessen Ende befand sich eine jener vorerwähnten, durch Tapetenverkleidung maskirten Thüren, die über eine Galerie in den Hof hinableitete. Die mit verschliffenen und unsauberen Möbeln ausgestattete Wohnung bot keine einzige Bequemlichkeit, die einen Gast hätte fesseln können, und dennoch war Schubert kaum zu bewegen, sie auch nur auf eine kurze Zeit zu verlassen, obwohl Joseph ihn tagtäglich drängte, endlich entscheidende Schritte für die Fortsetzung der Reise zu unternehmen.

Es war begreiflich, wenn Franz bei solchen Gelegenheiten darauf hinwies, daß die Hamburger Hafenpolizei zu den besten und wachsamsten Sicherheitsbehörden der ganzen Welt zähle, und daß es einer großen Vorsicht und Umsicht bedürfe, um diesen scharfsichtigen Herren durch die Finger zu schlüpfen, weniger aber konnte es verstanden werden, daß der sonst so bewegene und mit jeder Gefahr spielende Mann noch jetzt am lichten Tage Gespenster zu sehen schien, nachdem seit der Flucht aus der Franzensveste bereits mehrere Monate verstrichen waren, und kein Mensch annehmen konnte, daß die Flüchtlinge sich noch im Bereich der Verfolgung befanden.

Aber es war mit Schubert überhaupt eine seltsame Veränderung vorgegangen.

Er konnte stundenlang auf dem steinharten Kanabec ausgestreckt liegen und wortlos vor sich hinbrüten, eine Zigarette nach der andern rauchend, bis das Zimmer in einen dicken Nebel gehüllt war; es kam vor, daß er, dessen Wille den Schlaf beherrschte, mitten in der Nacht sich erhob, die Lampe anzündete, und mit Joseph ein Gespräch anknüpfte, dessen gleichgültiger Inhalt zu seinem aufgeregten Wesen im schärfsten Gegensatz stand — und wiederum, wenn der Schlaf ihn endlich überwältigte, redete er im Traum wirres Zeug, stöhnte und schrie und machte sogar den Versuch, nachtwandelnd das Zimmer zu verlassen.

Dabei behauptete er, sich vollkommen gesund zu fühlen und schob seinen sonderbaren Zustand auf Mangel an Bewegung und die gefängnisartige Enge der elenden Behausung; wenn aber Joseph darauf hinwies, daß sie jeden Tag mit dem ersten besten Salondampfer in See stechen könnten, dann fand er immer wieder nur die einzige Antwort, daß es damit noch Zeit habe und daß sie nichts übereilen dürften.

So saßen sie auch an einem regnerischen Nachmittage beisammen.

Joseph war in der Stadt gewesen und hatte sich auf dem Generalbureau des Lloyd einige Karten und Fahrpläne geben lassen, in denen er jetzt eifrig studirte und sich dabei allerlei Notizen machte; der an Marasmus grenzende Zustand seines Gefährten hatte ihn allmählich davon überzeugt, daß er selbst die Förderung ihrer Angelegenheit in die Hand nehmen müsse, und er war entschlossen, heute damit ein Ergebnis zu erzielen.

Schubert hockte wie gewöhnlich in der Sofaede und qualmte Zigaretten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Brandmüllers Nerven.

Erzählung von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

„Diese Nerven, diese entsetzlichen Nerven!“ So stöhnte der Oberlehrer Dr. Brandmüller, aufspringend und die Feder heftig auf den Schreibtisch werfend. Dann rennt er wie toll im Zimmer hin und her, seinen Gefühlen weiter Luft machend: „Kein Wunder, das ist der Fluch der Großstadt: dieser entsetzliche Straßenlärm, bei dem man keinen vernünftigen Gedanken fassen kann. Einmal kommt's, natürlich! Fünf Jahre hab' ich's ausgehalten. Aber nun ist's genug — ich ziehe aus — ich —“ Der Oberlehrer hatte in seiner Aufregung ein leises Anklopfen überhört, und das Wort blieb ihm im Munde stecken, als jetzt seine Hauswirtin, eine ältere Dame, eintritt. „Ich wollte nur fragen — ich glaube, Sie hätten gerufen, Herr Doktor. Wünschen Sie etwas?“

„Nein, ich wünsche nichts, Frau Kanzleirätin, gar nichts. Ich wollte nur — ja, es ist am besten, ich bin ganz offen — ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich ausziehe, sobald als möglich, sobald ich eine passende Wohnung in einer stillen Vorstadtgegend gefunden habe. Ich kann hier nicht mehr existieren — ich — meine Arbeit leidet unter dieser entsetzlichen Unruhe, diesem Straßenlärm — ich, da sehen Sie — meine neue Novelle schreitet nicht vorwärts. Ich verblöde hier langsam, aber sicher.“ Die Kanzleirätin steht eine Weile wie erstarrt. Dann spricht sie mit leiser, trauriger Stimme: „Sie sehen mich erstaunt, Herr Doktor. Ich glaube — Sie haben das doch nie geäußert, daß mit dem Straßenlärm, und es war so nett, unser Zusammenleben hier auf der Etage. Ich dachte, Sie würden — aber natürlich, es ist ja Ihre Sache, ganz allein Ihre Sache.“ Damit geht sie. Der Oberlehrer aber rennt wieder ebenso wild hin und her als vor ihrem Eintritt. Es ist ihm entsetzlich unbehaglich zu Mut. Das traurige Gesicht seiner Wirtin ist ihm auf die Nerven gefallen. Und er malt sich aus, wie sie nun ihrer Tochter Mitteilung von dem Geschehenen machen wird. Ob das Fränzchen dann auch so traurig blicken wird? Das Fränzchen, das ist überhaupt an allem schuld. Seit sie von Drohhüg zurück ist, ist ihm die Wohnung verleidet, sind seine Nerven so herunter. Aber das kann er doch der Kanzleirätin nicht sagen. Unmöglich! Und natürlich, wenn seine Nerven nicht schon durch die mitten im Zentrum gelegene Unglückswohnung so angegriffen gewesen wären, hätte Fränzchens Anwesenheit auch kaum einen solch entsetzlichen Einfluß auf ihn ausüben können. Es war ja einfach gräßlich! So oft er das Fränzchen sah, ärgerte er sich. Es war so nett gewesen, all' die Jahre her. Er hatte sich so geborgen gefühlt. Die Kanzleirätin, die nach dem Tod ihres Gatten und der Verheiratung ihrer ältesten Tochter die Zimmer übrig hatte, war erfreut, an ihm einen passenden Abmieter zu finden. Er besaß von seinen Eltern her eine eigene Einrichtung; sie hatte der Tochter von ihren Sachen als Aussteuer mitgegeben und sich eine kleine Wohnung nehmen wollen. Nun aber konnte sie in der gewohnten Umgebung auch unter den veränderten Verhältnissen weiter leben. Sie sorgte mütterlich für ihren Mieter, und er vermischte nichts. Ein Tag verging ihm fast wie der andere. Morgens von acht bis ein Uhr Unterricht im Gymnasium, nachher das Mittagessen im Restaurant, ein Spaziergang, und nachmittags, wenn irgend möglich, ein paar Stunden schriftstellerischer Tätigkeit. Diese letztere gewährte ihm die Mittel, alljährlich in den Sommerferien eine große Reise zu machen. Die „Luft zum Fabulieren“ lag nun mal in ihm, und Zeit hatte er auch, da ihn keine Familienorgen und -freuden in Anspruch nahmen. Seine Skizzen und Novellen fanden stets ihren Platz in verschiedenen Zeitschriften, und er hatte weiter keinen Wunsch, als daß dieses friedliche Dasein in aller Zukunft so bleiben möge. Hatte er abends keine Lust zum Ausgehen und doch ein Bedürfnis nach etwas Ansprache, so klopfte er bei seiner Wirtin an. Die Unterhaltung mit ihr übte immer einen so wohlthätig beruhigenden Einfluß auf seine mitunter etwas erregte Dichterphantasie aus. Die Kanzleirätin erzählte ihm oft lange Geschichten von Dingen, die ihm völlig gleichgültig waren; er besprach mit ihr die Anschaffung neuer Faltenhemden und dergleichen — sie sah ungeheuer darauf, daß sein Besitzstand an Wäsche stets in Ordnung blieb — und nach ein paar so verplauderten Stunden schrieb er mit dem behaglichen Gefühl, gut versorgt zu sein. Alljährlich zu Weihnachten traf sich die Rätin mit ihrer Jüngsten, die in Drohhüg erzogen wurde, um später das Lehrerinnenezamen dort zu machen, bei ihrer

verheirateten Tochter, und im Sommer zu den großen Ferien kam das Fränzchen heim. Aber dann war er, der Oberlehrer, stets auf Reisen. Er kannte das „Wunderkind“ also nur vom Hörensagen und aus einer Badfischphotographie mit glattgelämmten Haaren. Er hatte auch niemals Sehnsucht nach der Entfernten verspürt. Er hielt nichts von dem jungen Mädchen. Als Sekundaner in der Tanzstunde hatte er einmal geliebt, aber unglücklich. „Sie“ hatte ihn verachtet und einen Oberprimaner, der schon einen respektablen Schnurrbart hatte und Leutnant werden wollte, mit ihrer Huld beglückt. Seitdem scheute er alle jugendlichen weiblichen Wesen. Nur in seinen Novellen gestattete er ihnen, sich ihm zu nähern, weil sie da schlechterdings nicht gut zu entbehren waren.

Der Oberlehrer empfand keinen geringen Schrecken, als es eines Tages hieß: Das Fränzchen lehrt heim. Sie hatte ihr Examen bestanden, und es war ihr bereits eine Stelle als Lehrerin an einer Gemeindefschule zugesagt. Nun würden Ruh' und Frieden ein Ende haben! Das Fränzchen würde Ansprüche auf geistreiche Unterhaltung machen, würde natürlich „fachsimpeln“ wollen, gelehrt tun, ihn verfolgen mit ihren unreifen, weiblichen pädagogischen Ansichten — gräßlich! — Nichts von alledem! Das Fränzchen zeigte sich als ein munteres, natürliches junges Ding, ganz ohne schulmeisterliche Allüren und sehr, ja sehr bedeutend viel hübscher, als das Badfischbild. Dabei verstand sie allertiefst zu plaudern, auch von ernsthaften Dingen, nur nicht von der Schule. Sie sei froh, wenn sie außerhalb der Stunden nichts davon höre, so erklärte sie lachend. Der Oberlehrer hatte bald weiter nichts zu tun, als sich gegen den unerklärlichen Zauber zu wehren, den das hübsche Fränzchen auf ihn ausübte. Einem solchen Kampf waren aber seine armen Nerven nicht gewachsen, die schon so herunter waren. Sonst wär's ja gar nicht möglich gewesen. Aber wenn man erschrickt bei jedem Schritt draußen auf dem Flur, wenn man zitternd auf die helle Stimme lauscht, wenn man ängstlich bemüht ist, jede Begegnung zu vermeiden und doch von der Arbeit aufspringt und ganz notwendig etwas in der Ueberzieher-tasche suchen muß — der Ueberzieher hängt am Ständer vor der Tür — sobald die junge Lehrerin heimkommt — so sind das eben krankhafte Nervenzustände. Er würde es ja ertragen, wenn nicht seine dichterische Tätigkeit darunter litten. Seine neueste Novelle schreitet nicht vorwärts, und wenn er sie nicht bald beendet, und noch ein paar andere dazu, so hat er im nächsten Sommer keine Mittel zu seiner Nordlandreise. Von seinem Gehalt — bah — der geht gerade für's tägliche Leben auf. Seine Reisen muß er sich erschreiben. Zeit hat er wie gesagt. Er ist ein fixer Arbeiter, und seine Schüler leiden nicht darunter. Ja, in früheren guten Tagen war das so gewesen, als er noch gesund war. Jetzt —! Nun muß er schon seit Wochen an der italienischen Novelle herum, zu der seine letzte Reise nach dem Süden ihm den Stoff geliefert, und die ihm nun wieder die Mittel zu einer Reise nach dem Nordkap verschaffen soll. Wenn es aber so weiter geht, wird nie etwas daraus werden. Er verschreibt sich fortwährend. Anstatt Annunziata, wie seine glühäugige, dunkellockige Feldin heißt, schreibt er fast jedesmal Fränzchen, und wenn er die süßliche Schönheit beschreiben will, ertappt er sich auf einer lebendigen Schilderung blonder Zöpfe und blauer Augen. Es ist ein Jammer! — Nachdem Oberlehrer Dr. Brandmüller in rastlosem Hin- und Herrennen sich all' diese Kalamitäten noch einmal gegenwärtig hat, tritt eine große Ruhe bei ihm ein. Der gefasste Entschluß wirkt beschwichtigend auf seine erregten Nerven. Ja, hinaus aus dem Geräusch der Großstadt, aus dem Bereich der elektrischen Bahnen, der rassenden Omnibusse, der hastenden, jagenden Menschenmenge, hinaus in eine ruhige, abgeschiedene Vorstadtgegend. Dort wird alles gut werden! Und bald muß es sein Ein Glück, daß man beim Einzug gegenseitig nur monatliche Kündigung ausgemacht hat, nicht vierteljährliche. Man ist jetzt im November, zu Neujahr kann er den Staub des Zentrums von den Füßen schütteln und draußen auf Genesung hoffen! — Der Oberlehrer begibt sich ernstlich ans Suchen. Die italienische Novelle legt er ganz beiseite. Hier in dieser Umgebung wird es doch nichts draus. Es ist schon fixe Idee bei ihm geworden, daß er in der Wohnung nicht mehr arbeiten kann. An einem herrlichen Herbsttag findet er endlich das Gewünschte, eine passende kleine Etage in einem neuen, ganz freilegenden Haus. Am ersten Dezember kündigt er offiziell seiner Wirtin. Es ist ein ungeheuer peinlicher Moment, aber was hilft's? Nur ein Glück, daß das Fränzchen nicht zuhause ist. Er hat es in der letzten Zeit streng vermieden,

dem jungen Mädchen zu begegnen, und er ist stolz auf seine Willenskraft. Schon die Aussicht auf Ruhe scheint seine Nerven etwas gestärkt zu haben. Nur von weitem auf der Straße hat er Fränzchen ein paarmal gesehen, und sie ist ihm merkwürdig blaß erschienen, und ihre Bewegungen so festsam müde. Na ja, das kommt eben davon, von dem Seminar und der Schulmeisterei, und von dem Großstadts-trübel! Ach, wie er sich freut auf sein Vorstadtdoradol! Zum ersten Januar wird er es beziehen und endlich Ruhe finden. Von außen kann ihm keine Störung kommen; keine Verkehrsmittel heleben die noch kaum erschlossene Gegend. Und das Haus ist nur von ganz ruhigen Leuten bewohnt. Ueber ihm haust ein pensionierter Elementarlehrer mit seiner Frau, im Erdgeschloß wohnt ein junges Ehepaar, ruhige, seine Deutschen. So versichert ihm der in der Nähe wohnende Hausbesitzer. Klavier? Nein, die beiden Parteien haben kein Klavier. Ein Klavier ist Gift für seine Nerven. Fränzchen hat bisweilen abends gespielt, und dann hat er oft stundenlang nicht einschlafen können. Da hatte er eher noch den Leierorgelmann im Hof extragen können, als Fränzchens Spiel. Der Verkehr mit seiner Wirtin und Fränzchen ist in der folgenden Zeit auf ein Minimum beschränkt. Noch nie hat Dr. Brandmüller so außer Hause gelebt, wie jetzt. Die Kangleitadin schüttelt im stillen den Kopf. Wie man sich doch in 'nem Menschen täuschen kann! Auf „ihren“ Doktor hätte sie Häuser gebaut. Und nun? Er war eben auch nicht besser, wie die andern. Gut, daß er bald ging. Wer weiß, am Ende hätte sich das Fränzchen gar noch in den Menschen verliebt und dann wäre das Unglück fertig gewesen! — Ehe Mutter und Tochter ihre Weihnachtsreise antreten, nimmt die Rätin Abschied von ihrem Mieter. „Wir kommen erst nach Neujahr zurück, dann sind Sie ja doch nicht mehr hier. Die Schlüssel geben Sie nur dem Portier.“ „Gewiß, Frau Rätin, ich werde es besorgen, und nehmen Sie vielen Dank für all' Ihre Güte, und —“ „Bitte, bitte, nur was ich jedem getan hätte, meine Pflicht als Wirtin —“ „Und, bitte, meine Empfehlung an Ihr Fräulein Tochter.“ „Danke.“

Fortsetzung folgt

Eine Schraube ist los.

Lord Rosse, der das berühmte, nach ihm benannte Spiegel-Teleskop baute, war ein sehr geschickter Mechaniker, aber etwas nachlässig in seiner Kleidung.

Eines Tages besuchte der Earl den Maschinenraum einer größeren Fabrik. Plötzlich nahm er etwas wahr, das ihn außerordentlich zu interessieren schien. Er zog seine Uhr aus der Tasche und sah mit einem seltsamen Lächeln bald die Uhr, bald eine Maschine an.

Gleich darauf kam der Obergeringenieur vorüber.

„Was gibt's denn hier? Was ist da zu stieren?“ fuhr er den ihm unbekannten Earl an. „Was haben Sie da zu lachen? Finden Sie vielleicht etwas nicht nach Ihrem Geschmack?“

„O,“ antwortete Lord Rosse, „Nichts Besonderes. Ich rechne nur aus, wie lange es dauern wird, bis der Kessel dort explodiert!“

Kessel explodiert? Sie sind wohl verrückt, Mann! Scheren Sie sich hinaus!“

„Nun,“ sagte der Earl, „wenn Sie noch zehn Minuten länger die Maschine laufen lassen, ohne die Schraube dort anzudrehen, wird der Kessel ganz bestimmt explodieren.“

Der Obergeringenieur warf einen besorgten Blick auf die beschriftete Schraube, sprang darauf zu und drehte sie so schnell wie möglich fest.

„Warum sagten Sie das denn nicht früher?“ fragte er.

„Weshalb denn?“ antwortete ruhig Lord Rosse. „Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, einen Kessel explodieren zu sehen.“



Fürstliche Honorare für Aerzte. Einige der höchsten Honorare haben Aerzte von Mitleidern Königl. Familien erhalten; in England wie auf dem Kontinent gibt es vornehme, begüterte Familien, die den Grundstein zu ihrem Reichtum der

Dankbarkeit eines Herrschers für ärztliche Dienste verdanken. Die Kaiserin Katharina von Rußland fürchtete sich sehr vor den Pöden, und sie gab dem englischen Arzt Thomas Dinnsdale dafür, daß er sie geimpft hatte, 280 000 Mk. in bar, eine Leibrente von 16 000 Mk., 40 000 Mk. für seine Reisekosten von London nach St. Petersburg und verlieh ihm die Würde eines Staatsrates und Barons. Der französische Nervenarzt Prof. Charcot erhielt von Dom Pedro von Brasilien 40 000 Mk. für eine einzige Konsultation, zu der er allerdings eine Reise von Paris nach Aix-les-Bains machen mußte, wo der Kaiser gerade weilte; von Cornelius Vanderbilt soll Charcot sogar noch höhere Honorare bekommen haben. Dr. Playfair erhielt für die Entbindung der Kronprinzessin von Rumänien 48 000 Mk., den Ertrag der fürstlich berechneten Reisespesen von London nach Bukarest, eine mit Juwelen besetzte Schnupstabakdose und den Stern eines Großoffiziers des rumänischen Kronenordens. In England ist es üblich, daß ärztliche Honorare in Guineen zu berechnen, deren Wert 21,50 Mk. beträgt, nicht in Sovereigns (Pfund), die nur 20,15 Mk. zu rechnen sind. Das hat schon oft zu Auseinandersetzungen Anlaß gegeben. So hielt besonders Sir William Jenner darauf, daß man ihm sein Honorar in Guineen zahlte. Mit außerordentlicher Geschäftlichkeit entdeckte er durch das Gewicht der Münzen, ob die Patienten den Versuch machten, ihm Geldstücke im geringeren Werte zu geben; denn dem Arzt verbot die Etikette, noch in Anwesenheit der Patienten das Papier mit dem Honorar zu öffnen. Einmal bekam er von einer bekannten Herzogin-Witwe einen Briefumschlag, der, wie er dachte, nur zwei Sovereigns enthielt, so daß also an den zwei Guineen zwei Shillings fehlten. Er setzte sofort seine Brille auf, blähte sich und sah suchend auf dem Fußboden umher. „Haben Sie etwas verloren, Sir William?“ fragte die adeliche Dame. „Ich suche die beiden Shillings, die Sie augenscheinlich haben fallen lassen, Herzogin,“ erwiderte der Arzt zornig. Jenner war aber auch berühmt wegen seiner Güte gegen Arme; er trug stets eine alte Guinee an seiner Uhrkette, die an eine hübsche kleine Geschichte erinnerte. Eines Tages fand sich in seinem Spechzimmer ein einfacher Zimmermann ein. Jenner sagte dem Manne nach der Untersuchung, seine Krankheit habe sich durch lange Vernachlässigung arg verschlimmert; da erhielt er zur Antwort: „Ich warte seit drei Jahren darauf, Sie zu konsultieren, Sir.“ „Warum sind Sie dann nicht früher gekommen?“ „Ich konnte nirgendwo eine Guinee aufstreifen, seit mehr als 50 Jahren sind keine geprägt worden, und ich hatte gehört, daß Sie kein anderes Geld annehmen.“ Von jener Zeit an trug Jenner die Münze an seiner Uhrkette. Er furierte den Mann in acht Monaten, nahm aber keine andere Bezahlung mehr von ihm an, gerührt von dem Vertrauen des Mannes, der so lange auf ihn gewartet hatte.



Eine deutsche Heldin. In die Greuel der französischen Raubkriege, die Ludwig XIV. von Frankreich gegen die deutschen Rheingebiete durch seinen grausamen General Melac führen ließ, führen wir den Leser. In kurzer Zeit waren auch fast alle wichtigeren Plätze Württembergs in die Hände der mordenden und plündernden Feinde gefallen, nur auf dem Hochstufel, dem Neuffen und der wichtigen Feste Schorndorf wehte noch das Banner des zwölfjährigen Herzogs Eberhard Ludwig, der mit seinem Vornamen Friedrich Carl nach Regensburg geflüchtet war. Schorndorf war für die Franzosen sehr wichtig; es schützte den Osten Württembergs und sperrte die große Heerstraße von Würdlingen nach Nürnberg. Melac forderte den tapferen Kommandanten Johann Günther Krumhaar auf, die Stadt gegen ein Besatzungsgeheiß von 2000 Dublonen zu übergeben. Aber Krumhaar wies den schändlichen Antrag mit Entrüstung zurück. Darauf Befehl die von Melac terrorisierte Regierung selbst die Uebergabe, und Melac sandte einen Kommissär mit diesem Befehl an den Rat der Stadt. Und hier fand er mehr Gehör. Schon berieten die furchtsamen Väter der Stadt mit dem Gesandten über die Uebergabe, als etwas Unerwartetes eintrat. Die Frau des Bürgermeisters Walch, Anna Barbara, eine geborene Agricola aus Leutkirch, hatte voll Entrüstung sich mit den anderen Frauen der Stadt verbunden, um den Uebergabe-Entschluß des Rates zu verhindern, durch welchen die Stadt der berückigten Mord- und Raubgier der Franzosen ausgeliefert worden wäre. Mit Ofen- und Hengabeln, Bratpfannen, Besenstiele, Stuhlbeinen, Sichel und dem Kriegszug ihrer Männer bewaffnet, umzingelten die Frauen das Rathaus und drangen in das Beratungszimmer ein, an ihrer Spitze Anna Barbara. In glühender Rede verkündigte sie ihrem Manne, wenn er nicht gegen die Uebergabe stimme, werde sie ihn sofort mit eigener Hand niederschlagen und die übrigen Ratsherren erwarte von ihren Begleiterinnen das selbe Schicksal. Von Schrecken und Furcht gelähmt, wagten nun die Väter der Stadt nicht, die Festung dem Feinde zu übergeben und auch Melac mußte auf einen Angriff verzichten, da mittlerweile Entschluß aus Bayern herankam. So wurde die Stadt durch den Heldenmut einer Frau gerettet. Anna Barbara Walch, die in zweiter Ehe mit dem Bürgermeister Kündel verheiratet war, starb hochverehrt von ihren Mitbürgern als neunzigjährige Greisin am 20. November 1741.